

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Das Buch meines Lebens**

Erinnerungen

**Vierordt, Heinrich**

**Stuttgart, [1924]**

3. Abschnitt. Freiburg im Breisgau (1862-1865)

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

### 3. Abschnitt

#### Freiburg im Breisgau (1862—1865)

Sei mir gegrüßt, du köstlichste, erfrischendste der Städte Badens, mit deinen treuherzigen, rauhkehligen Bewohnern, deinem erhabenen Münster, deinen reinlichen Straßen, von offenen, silberblinkenden Gebirgsbächen durchstrudelt, gegrüßt mit deinen altersgrauen Toren, deinem rebenbekränzten Schloßberg, deinem stillfriedlichen Günterstal, deinem Lorettohügel mit hinreißendem Ausblick auf den abendrotglühenden Kaiserstuhl und die blauen, golddunstigen Vogesen, sei mir gegrüßt, du herrliches, geliebtes Freiburg! —

So waren wir denn aus dem völkerumfassend-deutschen Leben der Bundesfeste Kastatt in ein rein badisches Machtbereich entrückt. Der Aufenthalt in Freiburg war damals überaus gemütlich; meine Eltern haben zeitlebens auf die Tage dort als auf ein verlorenes Paradies zurückgeschaut. Wie die Herde sich um den Hirten schart, drängte sich die Stadtbevölkerung, einer großen Familie gleich, in der alles sich kannte, um den ehrwürdigen Münsterbau. Die Stadt hatte nur eine mäßige Ausdehnung; wo heute neue Vorstädte prangen, schlang sich ein Gürtel von edelfruchtbaren Weinbergen um ihre Hüften. Der Garten des hügelthronenden Schloßchens Colombi streckte sich, die eine Seite der jetzigen Eisenbahnstraße einnehmend, voller Rebengelände bis an den bescheidenen Bahnhof. Der „Kempart“, der alte Wall, zog sich noch um einen Teil der Stadt und gewährte schöne, freie Schwarzwaldblicke — heut alles bis zur Unkenntlichkeit verwischt und verbaut.

Sah man an Sommernachmittagen die Damengesellschaften Paar um Paar wallfahrtsweise mit ihren Strickkörbchen am Arm über den Karlsplatz hinaus nach dem Jägerhäuschen ziehen, um ihre Kaffeeschlachten zu schlagen, so hatte man das leibhaftige Bild behaglicher Seelenrast und wohlthuenden Stillebens.



Am Karlsplatz steht ein großes, helles Eckhaus mit einem eisernen, erst in den letzten Jahren verschwundenen Röhrenbrunnen davor; dieses sollte uns für mehrere Jahre beherbergen. Der Karlsplatz, von mächtigen alten Kastanienbäumen eingefast, noch lange nicht durch die heutigen Stadtgartenanlagen verstellt, dehnte sich mit der Schönheit der Wüste, fast wie eine römische Campagna in Verkleinerung, bis an den Fuß des Schloßbergs aus — der denkbar herrlichste Kinderspielplatz, worauf ich mich mit meinem zum Spielgefährten herangewachsenen Brüderchen Willi nach Herzenslust tummelte.

Winters waren wir in ein großes Wohnzimmer gebannt, hinter dessen riesigem weißem Kachelofen wir unser „Hamsternest“ eingerichtet hatten, worein wir alles häusliche Abfallgerümpel fleißig zusammentrugen. Da spielten wir mit Vorliebe, schrecklich zu sagen: „Kreuzigung“, indem wir ein Bild an der Wand darstellerisch nachahmten. Der Kindertisch, auf den wir kletterten, war der Hügel Golgatha; wir stellten uns abwechselnd darauf, breiteten die Arme gleich Gekreuzigten an der Wand, schwingen einen Baukloß als Hammer, guckten dem Bild das Nägeleinschlagen ab, neigten geschlossenen Auges den Kopf und „starben“, indes eine Stelze den Speer des Longinus vertreten mußte. Auf welche Gedanken kommen Kinder nicht!

Ich besuchte die Volksschule bei der evangelischen Stadtkirche und war stets unter den ersten, was mir später nie wieder zustieß. Man bekam Fleißnoten auf bläulichem Papier, und danach wurde „gesetzt“; an der Spitze der Schule stand der würdig aussehende Dekan Helbing, den ich wohl mit andern Augen angestarrt hätte, hätte ich geahnt, daß ein Menschenalter später eine seiner Entelinnen meine Lebensgefährtin werden sollte. Lag Schnee, so ward ich im grünen Zugschlitten vom Burschen meines Vaters in die Schule gezogen und ebenso wieder abgeholt; man hatte gottlob noch nicht entdeckt, daß eine derartige Tätigkeit die hohe Würde der Offiziersburschen schädigte oder gar ihr buntes Kleid beschimpfte, wie später, als die altspanische, gespreizt auf Stelzen gehende Grandezza Don Quichotes im deutschen Heere wieder in ihr Recht eingesetzt ward.

Alle Buben trugen lange, zugespitzte schwarze Kapuzen an den Mänteln; ich ließ meiner Mutter keine Ruhe, bis auch ich eine Kapuze besaß. Schritt der alte, zitterige Erzbischof von Vicari über den Münsterplatz aus der Messe nach seinem Palaste, ließen es die Kinder keiner Glaubensrichtung sich nehmen, herbeizueilten und dem alten Herrn die Hand zu küssen; ich habe dies gleichfalls getan und freue mich, einmal im Leben noch einen



Zeitgenossen Friedrichs des Großen betupft zu haben; denn dieser Greis war 1773 geboren und stand damals im neunzigsten Lebensjahre.

Zweimal im Jahr fand großer Jahrmarkt auf dem Platz vor dem Hause statt. Meßtrompeten und Karusselmusiken schmetterten einem aus nächster Nähe lieblich und unablässig ins Ohr, vermengt mit derben Späßen des Kaspartheaters. In zeitigster Morgenstunde nahm die „Riesendame“ — „Thüringens Eiche“ nannte sie sich — am Brunnen vor dem Hause große Frühwaschung vor, und wer gerade das Glück hatte, vorbeizugehen, konnte sich ohne klingendes Eintrittsgeld ihres elefantenhaften Anblicks erfreuen. Wir Kinder gingen ganz in Jahrmarktswonnen auf. Ein Zauberkünstler kündigte sich, was uns mächtigen Eindruck machte, mit pomphafter Anpreisung auf gelben Maueranschlägen an:

Wer kommt?

Er kommt!

Louis Dbler aus Karlsruhe kommt! —

Die Meßbuden waren wieder abgeschlagen, als ich eines Sommerabends schweißstriefend, fingerbeschnuht und atemlos ins Zimmer stürzte: „Der Dnkel, der Dnkel kommt!“ — „Welcher Dnkel?“ fragte meine Mutter in hausfraulicher Betroffenheit, da sie für einen unsorgesehenen Nachtmahlsgast nicht vorbereitet sein mochte. „Der Dnkel Knie, der Seiltänzer, der Hanswurst!“ Meine Mutter war beruhigt. Ich hatte den am Nachmittag auf dem Karlsplatz eingetroffenen Seilkünstlern Knie stundenlang in eifriger Geschäftigkeit und Knabenwichtigkeit ihre Seile auspacken helfen und dabei erfahren, daß abends das derzeitige Haupt der Seiltänzersippe, der „Dnkel Knie“, erwartet werde. Die Seiltänzer hatten über den Karlsplatz herüber das große Seil in einer unserer Bodenkammern befestigt; nichts tat ich lieber, als mich schnell auf den Speicher hinaufzusteigen und den mit schwerer Stange sich im Gleichgewicht haltenden, auf gefährlicher Luftwanderung einherschwankenden Gaukler in seinem silberglitzernden Gewand und schmucken Federnsamtbarett zu begrüßen und ihm bis zum Rückmarsch übers Seil einige Augenblicke Gesellschaft zu leisten. Der Vater Knie war eine Reihe von Jahren zuvor auf dem Münsterplatz vom hohen Seil gestürzt und lag in Freiburg begraben; manchmal an Sonntagnachmittagen geleitete unser treues, langjähriges Kindermädchen Christine spaziergangsweis uns Kinder an sein Grab; die Seiltänzerruhestätte schien mit mächtiger Anziehungskraft zu wirken; da durfte dann nur noch das dünne Glöckchen der nahen, unheimlichen Totentanzkapelle sein wimmerndes Stimmchen durch die Luft klagen lassen, so standen wir alle, zu Tränen



gerührt, am letzten Rastort des verunglückten Wolkenpringers. Leider sollte mein Brüderchen nicht lange nachher auf dem selben malerisch schönen, nun längst verlassenem und halb verwilderten Friedhof zur allzu frühen Grabesruhe gebettet werden! Jene wehmütvollen Kirchhofsgänge in der Kinderzeit haben vielleicht den Grund zu meiner nachmaligen Leidenschaft für Friedhofbesuche gelegt. Auf allen Reisen suchte ich meist die Toten zuerst heim, ja ich unternahm eine große Wanderung in Norddeutschland nur zum Zweck, eine Unzahl berühmter Grabstätten zu verehren. Erst im vorgerückten Alter bin ich von der Gräberabgötterei gänzlich abgekommen.

Beim abendlichen Läuten des „Silberglöckchens“ vom Münsterturm beteten mein Bruder und ich gar kindlich-andächtig:

„Lieber Gott, was mag's bedeuten,

Daß ich hör' die Glocken läuten?

Es bedeutet abermal

Meines Lebens Ziel und Zahl.“

Zwei Treppen hoch wohnte der Mathematiker der Hochschule, Hofrat Sttinger; mit diesem lieben alten Herrn stellte ich mich auf vertrauten Fuß, zumal ich in seiner Bücherei mehrfache Ausgaben von Shakespeare und Schiller entdeckt hatte, die in unserer Erdgeschloßwohnung streng verbotene Früchte für mich waren. Indes der greise Gelehrte mathematischen Fragen nachhing, kauerte ich ungestört und mäuschenstill in der Stubenecke und verschlang die „Räuber“ und den „Sturm“, wobei mich zumeist die Schimpfwörter in den Stücken beeindruckten. Ein solches, unbedachtsam ausgestoßenes ward zum Verräter. Ich gestand meiner Mutter, und die schönen, einsamen Stunden oben hatten aufgehört.

Damals fing ich an, kleine Stückchen für mein Kaspar- und mein Puppentheater zu dichten; sogar eine Folge von „Matrosenliedern“ entstand drolligerweise! Ich las sie meinem alten, milden Gönner Sttinger vor, und er meinte: „Alles ist noch kindlich, aber logisch richtig — du wirst einmal ein tüchtiger Mathematiker.“ Guter, alter Sttinger! Nie hat ein Prophet schlechter geweissagt; denn diese Wissenschaft ist das Schreckgespenst meiner ganzen Schulzeit und die Quelle zahlloser Seelenleiden geworden.

Stfters verkehrte bei meinen Eltern der in katholischen Kreisen allbekannte, gefeierte Kirchenschriftsteller Mzog, dessen freundlicher, kluger, hinter goldener Brille hervorblickender Augen ich mich lebhaft entsinne; so wie auch Dr. Schnars, der, Hamburger von Geburt, Erziehung und freistaatlicher Überzeugung, in jener Zeit durch die Erstaussgabe seines „Schwarz-



waldführers" dieses den Wanderern nur wenig bekannte Gebirgsland zu erschließen begann. Mein Vater hat mit Schnars viele Wanderungen für dessen schriftstellerische Zwecke vollführt; ich erzähle später von diesem merkwürdigen Manne, der mir bis an sein Lebensende (1879) ein wahrer Freund blieb.

Mit Alban Stolz, dem weitberühmten Kalendermann, war mir eine lustige Begegnung beschieden. Mein Vater hatte große Vorliebe für zeitgenössisches Flugschriftenwesen; so hatte er sich den „Akazienweig“ von Stolz gekauft, worin dieser von einem pöbelhaften, unterschriftilosen Brief erzählt, der bloß die läppischen Worte: „Herr Alban Stolz, Sie sind ein Esel!“ enthalten habe. Da ich alles Gedruckte, dessen ich habhaft werden konnte, verschlang, hatte ich in Vaters Zimmer mir auch dieses Schriftstück zu Gemüte geführt. Auf einem Spaziergang begegneten wir dem Verfasser jener Flugschrift, der schulmeisterlich und sadengerade seinen Stock vor sich herstoßend, mit kurzgedrungener Gestalt in breitkrempigem Hute die Straße dahinschritt. Ich erlauschte, wie mein Vater der Mutter zuflüsterte: „Alban Stolz“, und pläzte in hörbar nächster Nähe hinter ihm begiervoll heraus: „Du, ist das der Esel?“ Ein bitterböser Blick aus hastig umgewendetem, zornglühendem Gesicht strafte die vorwitzige Knabenfrage. In meinen Mannesjahren bin ich — abgesehen von seinem einseitig bekennnisparteilichen Standpunkt — ein warmer Verehrer der Schriften Alban Stolzens geworden, die herb und kräftig wie Bauernbrot schmecken und eine Fülle goldechter, urwüchsiger Dichterkraft enthalten. —

In der Dreifamvorstadt lebte ein Verwandter meines Vaters mit seiner edeln, feingebildeten Gattin, Dr. Gerstlacher, ein Mann von lebendigem Geist, aber unbeschreiblicher Häßlichkeit. Er besaß die vollendetste Gläse, dabei schielte er und hatte ein steifes Bein, das ihn aber nicht hinderte, wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil durch Freiburgs Straßen bis zu fernen Schwarzwaldgipfeln zu fliegen. Das steife Bein war das traurige Andenken an einen verzweifelten Sprung vom Karlsruher Schloßthurm, den Gerstlacher in einem Anfall von Schwerkraft zwanzig Jahre vorher getan hatte; durch unerhörte Fügung hatte er sich unterwegs an einem Bliqableiter aufgespießt und ward durch die Schloßwachtssoldaten sozusagen aus dem Reiche der Toten wieder zu den Lebendigen zurückgeführt. Diesen Dheim beneidete ich leidenschaftlich um seine — Gläse! Sie galt mir dazumal als Schönheitsvorbild. Sobald der Gläserinhaber wieder ins Haus kam, schlich ich mich mit einer Schere und einem Bogen Papier hinter seinen Stuhl, und, auf einen Schemel mich stellend, begann ich in



aller Gemütsruhe das Maß seiner beneideten Platte zu nehmen, was er mir derart bitter verübelte, daß er meinen zufällig auf einem Sessel das neben liegenden Sommerstrohhut im Zorne zusammenfaß. Nach seinem und der Eltern Weggang schnitt ich meinem Bruder Willi und mir mit der Papierschere genau nach genommenem Glazenmaß eine so ausgiebige Scheitelschur, daß meine Eltern bei ihrer Heimkehr über die Stoppelfelder auf unsern verunstalteten Köpfen wahrhaft entsetzt waren und eine Tracht empfindlicher Schläge die unheilvolle Tat sühnen mußte. Zum Abstürzen und Gerettetwerden vorherbestimmt, rutschte der Dheim noch in seinen letzten Lebensjahren auf dem glatteisbedeckten Schloßberg eine bedeutende Strecke herab und wäre rettungslos in das Sammelbecken der Wasserleitung gefallen, hätte er sich nicht im gefahrdrohendsten Augenblick noch glücklich in einen winterlich kahlen Dornstrauch verwickelt. Gerstlacher schrieb sein ganzes Leben hindurch an einem großen, rechtskundlichen Werk; als er an die Schlußabschnitte kam, waren die ersten längst veraltet; er starb darüber als Siebziger, und seine Witwe beschloß nach schwerem Selbstkampf, die Handschrift seiner fruchtlosen Lebensarbeit vernichten zu lassen. —

Schritt man damals durch das Martinstor hinaus und über die Dreisambrücke der Wiehre zu, so sah man an der Landstraße nach Günterstal drei Häuser zur Rechten stehen; mehr gab es überhaupt dort nicht; wo heute beiderseits eine ganz neue Stadt ragt, lagen Felder und Wiesen. Im letzten dieser drei vereinsamten Häuser wohnte ein altes, lustiges Ehepaar, ein im Ruhestand lebender Apotheker aus Langenbrücken, der eine Base meiner Großmutter Schmidt zur Frau hatte. Daher Dunkel und Lante Tschamerhell. Im Hausgange hingen unzählige Hirsch- und Rehgeweihe, Zeugnis gebend von der ehemaligen Jagdleidenschaft des Hausbesizers; über einem uralten Tafelklavier glänzte verstaubt eine riesige Brille von Silberpappe, die seine Jagdfreunde vor Zeiten ihm verehrt hatten, als er einmal aus Versehen „einen Bock schoß“. Er hieß aus Jux in Freundeskreisen, mit zarter Anspielung auf seine Apothekertätigkeit, „der Herr Latwergenrat“, worauf er mit reizender Laune witzig einging. Kein Spaß verderber und Ubelnehmer, hatte er sich selbst sogar zum „Geheimen Latwergenrat“ ernannt. In den ernster gewordenen Zeiten gibt es jetzt leicht niemanden mehr, der ununterbrochen so zu Scherz und Schelmerei noch aufgelegt wäre, wie diese beiden alten Leute gewesen. Es lag noch etwas wie ein ferner Nachglanz der Hebelzeit auf ihnen ... Ein sorglich gepflegtes, unmittelbar an der Straße gelegenes Gärtchen stieß an ihr Haus; es war stets ein Fest für mich, wenn ich zu Tisch hinaus gebeten



war und wir in dem urgemüthlichen Gartenhäuschen das Mittagsmahl einnahmen, wobei die greise, aber noch äußerst bewegliche Tante meine Leibgerichte gebühlich berücksichtigte. Von ihrem Wohnzimmer hatte man noch freien, schönen Blick auf die Günterstaler Berge. Während die Tante stridend auf hölzernem Trittbrett am Nähtisch in der Fensternische saß und durch den Drehspiegel vor den Scheiben ab und zu die neugierigen Blicke hinab auf die dünnbesäten Spaziergänger der Günterstaler Straße schweifen ließ, lehnte der Dufel, gemächlich die lange Pfeife schmauchend, im Schlafrock auf dem zusammengeseffenen Kanapee; Schlafrock und Kanapee waren durchaus von dem selben tapetenartig großblumigen Stoff und unterschieden sich ebensowenig voneinander wie das gelbe Wästentier vom gelben Felsboden seiner Heimat; erhob sich der alte Herr, so meinte man, das Sofa spalte sich in zwei Teile. Ein kurz zuvor auf dem Speicher gefangener Totenkopfschmetterling schaute düster aus gläsernem Kästchen neben dem Fensterrahmen auf das kreuzfidele alte Paar, und friedlich tickte die Kuckucksuhr dazu.

Der fast allzu häufige Besuch des Stadttheaters — meine Eltern waren darin vielleicht zu sehr gewährenlassend und hatten sich selbst für später eine Rute geschnitten — hatte eine wahre Theaterwut in mir gezeitigt. Ich durfte nicht nur Stücke wie „Zauberflöte“, „Dorfbarbier“, „Nachtlager von Granada“, sondern gar den „Glöckner von Notre Dame“ und ähnliches für Kinder nicht geeignete sehen. Noch jetzt weiß ich ganze Theaterzettel aus jener Zeit mit sämtlichen Künstlernamen auswendig; so tief hat alles sich mir eingerammt, wofür ich einst in Feuer und Flammen stand.

Was ich auf der großen Bühne sah, suchte ich alsbald auf meinem Puppentheater nachzuahmen; ich stückte Teppiche dafür und brachte von jedem Waldgang Baumzweige heim, um die Walddekorationen naturwahr auszugestalten; vom winterlich verschneiten Jägerhäuschen trug ich sorglichst einen bereiften Kiefernast herab, um eine Winterlandschaft damit auszusmücken, und war unglücklich, als seine silberne Schönheit, noch ehe sie zur Bühne gelangen konnte, kläglich zusammengeschmolzen war. Ich begann Selbstgespräche aus Schauspielen auswendig zu lernen oder gar selber zu erfinden und sie auf der Schwelle von Wohn- und Schlafzimmer zu spielen; auch einen großen, prunkvollen Mond aus Goldpapier hatte ich mir ausgeschnitten, der, an weißem Faden schwebend, rechtzeitig über meinem Spiel aufgehen mußte; eine allwöchentlich aus dem benachbarten Dorfe Haslach kommende Näherin mußte zwangsweis als „Publikum“ herhalten.





Durch das maßlose Theaterspielen hatte ich mich derart in reizbare Unruhe hineingeritten, daß ich mich abends in der Schlafstube, wenn die Eltern in Gesellschaft waren und mein Bruder längst eingeschlafen lag, außerordentlich fürchtete; neben meinem Bett war ein dunkler Ofen, in dem an langen Holzständern die Kleider meiner Mutter hingen; zwischen diesen Kleidungsstücken drängten sich allabendlich entsetzliche Fragen hervor, die meine Einbildungskraft sich erschuf, und da war es immer und immer wieder das schreckliche Gesicht des armen, mich verfolgenden Blödsinnigen aus Kasatt, das mich unaufhörlich ängstigte und erschütterte. Ich fand erst tief in der Nacht Ruhe, wenn ich die Eltern heimkehren hörte; mein Vater leuchtete dann über mein Bett und betrachtete mich im Schlafe; ich stellte mich schlummernd, um nicht gezannt zu werden ...

Seinen eigenen Namen irgendwo gedruckt lesen zu können, in der Zeitung oder auf dem Theaterzettel an den Straßenecken, überhaupt im Munde der Menschen mit Ruhm genannt zu werden, schien mir das höchste Erdenglück. Hatte mein Brüderchen Lust, „Mäuerhauptmann oder Teufel“ zu werden, so wollte ich einmal „ein berühmter Mann“ sein. Aus herostratischer Ruhmsucht machte ich es wie weiland Kieselak, der stets einen schwarzen Farbtopf bei sich trug und mit Lebensgefahr seinen Namen an die schroffsten Felswände malte, damit er über alle Lande glänze — ich strich an den Hauswänden auf allen Theaterzetteln die Namen von Schauspielern oder auf Zeitungsanschlagen die der Verleger und Schriftleiter durch und kritzelte meinen eigenen darauf, in der süßen, beseligenden Überzeugung, nun von jedermann gelesen werden zu müssen. Wilhelmine von Hillern veröffentlichte soeben ihren ersten Roman „Doppelleben“; ich bestürmte meine Mutter, gleichfalls einen Roman zu schreiben, um ebenso viel genannt zu werden wie Frau von Hillern. Als ich gar in der „Gartenlaube“ das lorbeerzweigumkränzte Bild Moritz Hartmanns mit der Aufschrift „Deutsche Dichter der Gegenwart“ entdeckte, ließ sich mein drolliger Knabenehrgeiz keinen Zügel mehr anlegen; ich zeichnete ein wahres Zerrbild von mir — Zeichnen war immer meine schwächste Seite —, umrahmte es, schrieb mit Bleistift die erhabenen Worte „Deutschlands Dichter“ darüber und klebte das herrliche Kunstwerk ins Stiegenhaus, damit jeder Treppensieger es bewundern sollte; denn „Dichter“ zu sein, galt mir von nun an als das einzig Erstrebens- und Rennenswerte im Menschenleben!

Einen leibhaftigen großen Mann, den mir meine Mutter gezeigt hatte, sah ich zuweilen im Haus aus und ein gehen: den jugendlichen, damals



schon fast stochtauben Treitschke, der den Hofrat Sttinger besuchte. Der erste Ruhmesmorgensonnenglanz fiel auf seinen Scheitel: gegenüber in der Sangerhalle, wo kurz zuvor der Zirkus Hinne seine glänzenden Vorstellungen gegeben und der Clown Little Whyl unsere Kinderherzen entzückt hatte, wurden Volksversammlungen zugunsten der wie Fruhlingsatem durch Deutschland brausenden Sturmbewegung für Schleswig-Holstein abgehalten, und Treitschke breitete zum ersten Male die Adlerschwinge seiner unvergleichlichen Redegewalt. —

Freiburg war noch lange nicht die bevorzugte Stadt der Fremden und Ruherentner. Auch ging es in geselligen Vereinigungen noch einfach zu. Die Damen wandelten in ihren Krinolinen wie Glocken einher und hatten die Köpfe mit den kleidsamen „Coiffuren“ geschmückt; meine Mutter trug in Gesellschaft eine, die die Form eines Weinlaubkranzes hatte und der Trägerin des Gewandes ein nahezu dionysisches Aussehen verlieh. Die Coiffuren hielten sich lang im Brauche; noch etliche Jahre danach trug eine alte Dame eine mit lang herabwallendem, grünem Laubzweig in einem Nachmittagssee bei uns; wir hatten damals eine Ziege, die sich den Eingeladenen zeigen durfte; unglücklicherweise schlief sich das Tier an den künstlichen Zweig und begann daran zu knabbern; die zorngeknickte Greisin rief voller Entzückung: „Wie kann man nur eine Geiz in einen Salon bringen!“ ... Mit Vorliebe ward Whist, auch ab und zu Roulette gespielt, natürlich um geringen Einsatz, oder man vergnügte sich in bescheidener Weise mit dem endlosen Anschauen von „Stereoskopen“, die äußerst beliebt waren und fast zum Gepräge der Zeit gehörten. Auch das Federballspiel wurde fleißig betrieben; meine Eltern schlugen täglich nach Tisch Federball im Ezimmer. Die Offiziere versammelten sich jeden Montag im „Deutschen Hof“ zu zwangloser Abendunterhaltung. —

Wachtigen Eindruck auf uns Kinder machte die große Fronleichnamspredigt, wenn der Stellvertreter des greisen Erzbischofs in goldbrokatem Gewand unter seinem Baldachin über hingestrente Blumen einherschritt, die Kirchenfahnen wehten, die Gesänge schollen und das juwelen- geschmückte, gelinden Schauer weckende, braune Gerippe des heiligen Lambertus in seinem gläserne Schneewittchenschrein hoch über die niederknieende Volksmenge durch die schönen Straßen dahinschwebte. Ja, diese schönen Straßen! Wo gibt es wieder eine solche Kaiserstraße, ein solches Oberlinden mit Schwabentor, Brunnen unter der Linde, hellflieenden Bächen und alles überragendem Munsterturm, wo ein so anmutendes, anheimelndes, echt deutsches, altes Stadtebild? —



Mein Vater, der auf grasiger Einöde des Karlsplatzes seine Soldaten im „Kompagnie-Exerzieren“ drillen mußte, in Mußestunden aber an der Hobelbank saß und mit Stichel oder Laubsäge die kunstvollsten Schnitz- und Sägarbeiten, Spiegelrahmen und Trompeteruhren hervorzuzaubern verstand, ward nach Kehl zum Empfange des Marschalls Mac Mahon befehligt. Er brachte zwar keine Ehrenlegion mit heim, wohl aber ein anderes handgreifliches Andenken: eine Zigarre, die ihm der auf seiner Ruhmeshöhe stehende Sieger von Magenta bei der Kehler Rheinbrücke angeboten hatte. Am Napoleonstag, am 15. August, war große Heerschau der französischen Besatzung Straßburgs, der mein Vater nebst dem Kommandeur von Kehl zu Pferd in badischem Waffenrock anwohnte; so friedlich/lieblich ging es damals noch zu.

Sehr befreundet waren meine Eltern mit Kufmauls. Die Familienfreundschaft hatte sich bereits durch zwei Menschenalter vererbt. Der nachmals so vielgesuchte Arzt war dazumal eine anhebende Berühmtheit. Da Vater Kufmaul viel auf Beratungsreisen auswärts war und die Mutter, eine liebenswürdige, lebenslustige Frau — sie lief später noch als Großmutter Schlittschuh —, nicht recht das Zeug zur Kindererziehung hatte, war Eduard, der einzige Sohn des Hauses, ziemlich verwildert aufgewachsen: ein herzensguter, doch zu unglaublich tollen Streichen aufgelegter Junge. Meine Eltern mochten ihn gerne leiden, doch ihre Freude bei seinem Kommen war stets geteilt, weil sie fürchteten, er könne uns Kinder ungünstig beeinflussen. Meine Mutter hatte einmal einen vergessenen Frack Kufmauls aus Gefälligkeit in ihrem Koffer von Karlsruhe mitgebracht, ihn sorglich in Papier eingeschlagen und Eduard gebeten, das Bünd seinem Vater mit heimzunehmen. Was tat der Schlingel damit? Vor den Augen meiner entsetzt zum Fenster hinaus ihm nachspähenden Mutter entfaltete er das Papier, kletterte mit dem Schwalbenschwanz auf einen der höchsten Bäume des Karlsplatzes, befestigte die Siegesbeute hoch auf dem Wipfel und ließ sie, gleich einer Trauerfahne, im Winde flattern. Eduard bereitete seinen Eltern viele Sorgen; alles mögliche versuchte er später, hatte beim Spielen das Unglück, sich das rechte Handgelenk zu durchschießen, so daß er eine gelähmte Hand behielt; als er schließlich nach vielem, vergeblichem Tasten auf richtige Bahnen gelangt war, kippte bei Magau sein Boot um, und er ertrank im Rhein; seine vermuthlich schnell versandete Leiche kam nie wieder zum Vorschein.

In jener Zeit litt ich an Blutandrang nach dem Kopfe; der Hausarzt verordnete zur Nervenberuhigung Seebäder im Bodensee; man reiste noch



nicht nach Ostende, Sylt oder Norderney, man gab es billiger und war von der Heilkraft der Bodenseewellen so überzeugt, wie jetzt von der Wundertätigkeit des Meeres. So wurde beschlossen, nach Überlingen zu gehen. Wie freute ich mich, zum erstenmal den schönen See zu sehen, und versprach mir Wunder von seinem Anblick. Zwei prächtige Augustwochen folgten an der sonnigen Spiegelfläche des Schwäbischen Meeres. Auch Frau Kusmaul hatte sich eingefunden, und oft ruderte ich zum Schrecken meiner Mutter mit der mir immer gütig gewogenen Dame in winzigem „Seelenverkäufer“ weit auf den Überlinger See hinaus; als vorübergehend Dr. Kusmaul selbst zu kurzem Besuche kam, veranstaltete der Besitzer des Badehauses dem gefeierten Ankömmling zu Ehren abends im Garten mit etlichen bunten, bescheidenen Papierlämpchen eine „Italienische Nacht“, was mir zum erstenmal einen Hochschein von Kusmauls Bedeutung gab . . .

Wir wollten eben nach Lindau reisen, um vor der Heimkehr eine kleine Rundfahrt zu machen, und ich hatte mich nach Knabenart gefreut, den Löwen am dortigen Hasen zu sehen, als eine Drahtnachricht uns heim nach Freiburg rief: mein Bruder Willi sei tödlich erkrankt! Als wir in schwerer Besorgnis schnellstens zurückkehrten, war das Kind schon aufgegeben; mich aber ließ man gänzlich im unklaren darüber, um mich nicht zu erregen. Da es zurückgetretene Masern waren, ward ich abgesperrt und habe meinen Bruder nie mehr gesehen. Er soll wie ein kleiner Held gestorben sein; in seiner letzten Lebensstunde ließ er sich unter großer Anstrengung Kleider und Schuhwerk anlegen: er wolle laufen, er fürchte die schwarzen Männer und das Grab nicht; ja, seltsamerweise, er fing ein Kirchenlied zu singen an, und als sein Auge brechen wollte, sprach er zu meiner Mutter: „Ich sehe dich nicht mehr klar, liebe Mama, und höre dich nicht mehr recht; nun läutet's zur Leiche.“ Im Augenblick, da Willi die Augen geschlossen hatte, kroch unter seinem Bett ein großer, schwarzer Käfer — das Volk nennt ihn die „Totenuhr“ — hervor, den meine Mutter entsetzt zertrat; von Stunde an hatte die wochenlang im Küchenschrank gehende Uhr zu ticken aufgehört.

Ich war über die letzten traurigen Tage zu meinem Onkel Gersilacher verbracht worden und hatte keine Ahnung von Tod und Begräbnis meines brüderlichen Spielgenossen; am Beisetzungstag, als die Glocken zu läuten anhuben, war ich so munter und guter Dinge, daß der Onkel mich mahnen mußte, nicht allzu lustig zu sein, da ich heute am wenigsten Ursache dazu habe. Abends ward ich heimgebracht; da fielen mir die betrüb-



ten Gesichter, die tränenvollen Blicke der Eltern und die dunkle Tracht aller auf, besonders, daß meine Mutter einen tiefschwarzen Hemdkragen anhatte, und, das Schwere ahnend, stürzte ich ihr schluchzend um den Hals: „Nicht wahr, Willi ist tot? Nun bin ich Bruderwitwer?“ Da mußte sie bei allem Jammer einen Augenblick schmerzlich lächeln . . .

Einige Wochen darnach machten die Eltern und meine Großmutter Schmidt zur Erholung und Zerstreuung eine Rheinfahrt nach Köln und nahmen mich mit; zum ersten Male durfte ich den herrlichen Strom schauen. In Neuwied zeigte mein Vater uns die Räume, worin er als Schüler der Herrnhuter vier Jahre seiner Jugend gewohnt hatte. In den 1830er und 40er Jahren war die fromme Anstalt stark von jungen Engländern besucht; als im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts sich von England über Norddeutschland auch zu uns die Sitte verbreitete, den Braten und vor allem den Fisch nur mit der Gabel zu essen, ja das Führen des Messers zum Mund als Kennzeichen kasserlicher Unbildung und Ungechliffenheit zu gelten anfing, lächelte mein Vater manchmal und erzählte, daß es bei der damaligen englischen Jugend geradezu zum guten Ton gehört habe, den Fisch mit dem Messer zu essen.

Der Loreleifelsen fesselte die Aufmerksamkeit der auf Verdeck Schmausenden mehr als heutzutage; alles war noch neuer, man war keineswegs reiseüberfättet; seit den ersten Zeiten der Dampfbootfahrten auf dem Rheine wurde beim Vorüberfahren am Felsen ein Schuß abgefeuert, der den Widerhall in romantischer Weise weckte.

Nach der Rückkehr in unser altes, für mich so öde gewordenes Haus am Karlsplatz ward ich in Öl gemalt. Ein Künstler namens Dominik Weber — die richtige „Porträtmalergestalt“ aus den „Fliegenden Blättern“ —, der sonst nur Heiligenbilder für Dorfkirchen fertigte, entweihete seinen Pinsel ausnahmsweise, mein weltliches Knabenantlitz abzubilden. Das Bildnis zeigt ein leibarm schwächtiges, blauäugiges und blondhaariges Bürschlein in schwarzem Samtkleide mit glänzender Gürtelschnalle. —

Zu Neujahr 1865 kam die erfreuliche Kunde, daß mein Vater als Major nach Karlsruhe versetzt sei, wodurch zahlreiche dienstliche Widertätigkeiten, die sein ränkevoller Oberstleutnant ihm bereitet hatte, abgeschnitten waren. Gleichzeitig erhielt ich eine Versetzung ins Krankensbett: die Nasern waren bei mir ausgebrochen. Da mein Bruder an dieser Krankheit — allerdings in unheilvoller Verquickung mit Unterleibsentzündung — gestorben war, schwebten meine Eltern in banger Sorge; doch



die Krankheit war gutartig und verlief regelrecht. Die ordenbedeckte Brust des mich behandelnden Regimentsarztes von Beck hob mich nicht wenig in meiner Masernstimmung.

Mein Vater mußte seinen neuen Dienst schon am Neujahrstag antreten, und so blieben wir bis zu meiner Wiederherstellung allein in Freiburg zurück. In der Genesungszeit beschäftigten mich lebhaft die Pläne zum neuen Karlsruher Tiergarten, die mein Vater auf einem Besuchsausflug mir zur Unterhaltung mitgebracht hatte. Um den ehemaligen Ludwigssee — oder volkstümlicher das alte „Saubad“ —, einen weit außerhalb der Stadt hinter dem Sallenwäldchen gelegenen Teich mit einer Insel, auf dem in der Jugendzeit meines Vaters ein unternehmender Altkarlsruher sogar eine der ersten Dampfchaluppen hatte fahren lassen, sollte ein wahres Paradies mit schönen Anlagen und eingestreuten Tierzwingern entstehen; nicht zum mindesten des Tiergartenvorhabens halber konnte ich kaum Genesung und Übersiedelung in die alte Heimat erwarten.

In den ersten sonnigen Hornungtagen schritt ich, eingemummt und mich sonnend wie ein Alter, als ein von Krankheit Erstandener vor den Karlsplatzhäusern auf und nieder, und nach rührendem Abschied von den alten Tschamerhells und den teuren Freiburger Bekannten allen ging es der badischen Hauptstadt am Landgraben zu, wo wir uns mit dem längst vorausgeeilten, tief in Dienstgeschäften stekenden Vater wieder vereinigten.